

UDO PÖRSCHKE

Verborgene Zeilen aus der Kriegsgefangenschaft

Auf Großvaters Spuren

Westhafen



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2017 Westhafen Verlag, Frankfurt am Main

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne die Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Dietlind Grüne, Heidelberg

Satz und Layout: Sabine Manke, DeinSatz Marburg

Einband, Karten und Bildbearbeitung: Jorin Gundler

Druck und Bindung: Print Group, Szczecin/Polen

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Westhafen Verlag

Thomas Jaeger

Am Höllenberg 36

60437 Frankfurt am Main

www.westhafenverlag.de

www.facebook.com/westhafenverlag

ISBN 978-3-942836-14-2

Inhalt

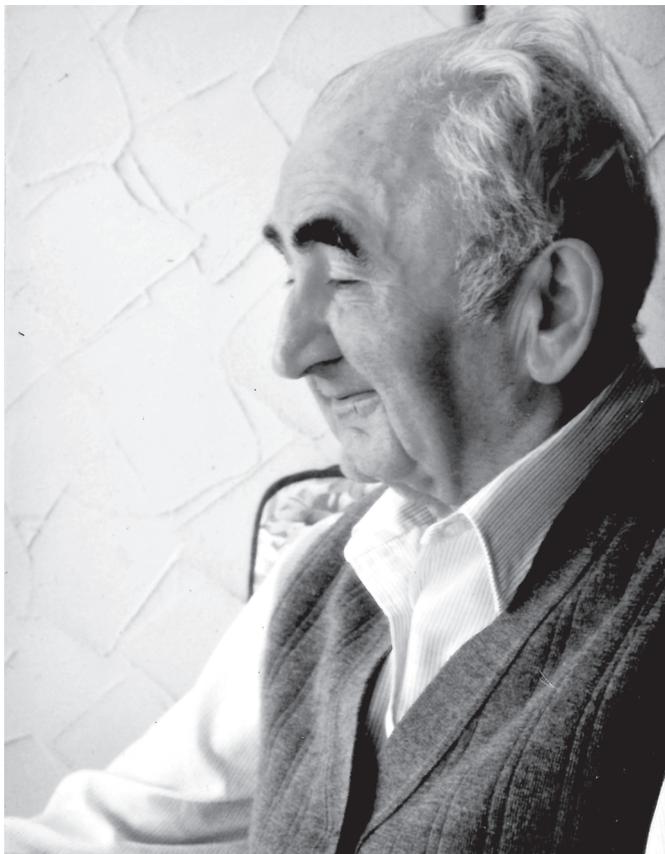
Vorwort	11
Die Entdeckung	15
Erinnerungen an Opa	15
Der »Nestbeschmutzer«	19
Eine Mauer des Schweigens	22
Notizen aus der Vergangenheit	29
Die Entzifferung	34
Exkurs: Die Sütterlinschrift	35
Die Recherche	38
Auf Großvaters Spuren	41
Dort, wo das Abenteuer beginnt	41
Dort, wo die Reise beginnt	45

Exkurs: Würzburg-Riese	49
Exkurs: Schlacht um die Seelower Höhen	51
Dort, wo die Spuren in den Gärten liegen	52
Exkurs: Die Stellung Flamingo	61
Dort, wo der Wald weinte	62
Exkurs: Der Kessel von Halbe	65
Exkurs: Waldfriedhof Halbe	69
Dort, wo Opfer für unsere Freiheit liegen	74
Exkurs: Sowjetischer Ehrenfriedhof Baruth	76
Dort, wo das sinnlose Kämpfen endete	77
Exkurs: Heeresversuchsanstalt Kummersdorf	82
Dort, wo der Marsch ins Ungewisse begann	99
Dort, wo Menschen zu Sklaven wurden	106
Exkurs: Das Daimler-Benz-Werk Ludwigsfelde	107
Dort, wo Tausende Richtung Osten marschierten	120
Exkurs: Deutsche Kriegsgefangene in polnischen Übergabelagern	157
Dort, wo der sandige Boden zwei Sprachen spricht	158
Exkurs: Truppenübungsplatz und Gemeinde Neuhammer/Świętoszów	167
Exkurs: Die Porzellanmanufaktur Altwasser	188
Exkurs: Die Übergabe des Lagers	193
Exkurs: General Andrej Wlassow	200

Dort, wo Kriegsgeschichten zu Hollywoodfilmen wurden	206
Exkurs: Stalag Luft III	208
Dort, wo Menschen wie Vieh verladen wurden	233
Dort, wo Menschen ihre Wurzeln zurücklassen mussten	237
Exkurs: Friedenskirche Świdnica (Schweidnitz)	242
Dort, wo das Leben unter Tage stattfand	255
Exkurs: Die Abwehrgrube	272
Dort, wo die ersten Schritte in die Freiheit gemacht wurden	285
Exkurs: Grenzdurchgangs- und Massenlager Hof-Moschendorf	288
Dort, wo die Heimat fremd war	295
Dort, wo die Reise des Lebens ein Ende nahm	301
Ein Blick zurück in der Zeit	305
Danksagung	309
Kartenanhang	311
Abbildungsverzeichnis	315

*Der Krieg hat einen langen Arm. Noch lange, nachdem er vorbei ist,
holt er sich seine Opfer.*

Martin Kessel



In Erinnerung an meinen geliebten Großvater Martin Welz und gewidmet allen Menschen dieser Welt, die durch Kriege und deren Folgen leiden oder gelitten haben und in Zukunft noch leiden werden.

Vorwort

Zahllose menschliche Erinnerungen sind bereits unwiederbringlich im Nebel der Geschichte verloren gegangen. Lediglich das geschriebene Wort kann das vom Vergessen Bedrohte für die Nachwelt erhalten. Doch welche Erlebnisse oder Erzählungen sind es wert, aufgeschrieben oder gar gedruckt zu werden? Sind nicht alle Erinnerungen lebendige Quellen und damit Teil des kollektiven Gedächtnisses der Menschheit?

Mein Großvater hat nie über seine Notizen gesprochen, die er während der letzten Kriegstage und in der Gefangenschaft verfasste, und in meiner Familie hat niemand von deren Existenz gewusst – bis zu ihrem zufälligen Fund fast siebenzig Jahre nach ihrer Niederschrift. Er konnte sich wohl nicht vorstellen, welchen unschätzbaren Wert seine Aufzeichnungen für mich haben würden. Knapp ein Jahr lang habe ich mich auf die Spurensuche durch die vermutlich schlimmsten Jahre im Leben meines Großvaters am Ende des Zweiten Weltkrieges und als Kriegsgefangener begeben. All die dabei lebendig werdenden, mir bis dahin oft völlig unbekanntem Fakten über meine Familie erweckten in mir den Wunsch, diesen Spuren auf einer großen, mehrere tausend Kilometer währenden Reise auf dem damaligen Weg meines Großvaters zu folgen: von den letzten verzweifelten Kampfhandlungen 1945 im Raum Brandenburg über seine Gefangennahme durch sowjetische Soldaten und die grausamen, endlosen Märsche Richtung Osten in die ehemalige schlesische Heimat, die nun nicht mehr sein Zuhause und das seiner Familie war, sondern wo er in einem Grubenlager in polnischer Gefangenschaft unerträglichen Hunger und Qualen durchstehen musste, bis zu seinem

erneuten Zusammentreffen mit seiner geliebten Familie 1949 in der Oberpfalz.

Es sollte eine Reise für mich werden, eine Suche nach mir selbst und meinen Wurzeln, welche ich mein halbes Leben lang nicht hatte verankern können. Niemals kam mir bei der Planung der Gedanke, dass diese Reise auch nur von geringstem Wert oder Interesse für andere Personen sein könnte und es rechtfertigen würde, meine Erlebnisse in Form eines Buches festzuhalten. Aber während meiner Recherchen stieß ich an verschiedensten Stellen – ob bei Behörden, Museen, Zeitzeugen oder Privatpersonen – auf so viel Zuspruch, Unterstützung und Interesse, dass ich mich entschied, dies alles niederzuschreiben.

Auf meiner Reise über Tausende Kilometer beobachtete ich immer wieder, wie Menschen voller Vorsicht und Ehrfurcht die hauchdünnen, vergilbten Seiten der siebzig Jahre alten Erinnerungen meines Großvaters an Krieg und Gefangenschaft in Händen hielten und es kaum wagten, sie umzublättern. Ein Zeuge dieser schlimmen Zeit sagte dabei mit zitternder Stimme zu mir, ohne seinen Blick zu heben: »Das ist ein Schatz, den Sie da haben! Passen Sie gut darauf auf!« Und genau das werde ich tun: aufpassen auf diese Erinnerungen, sie mit Herz und Hand bewahren.

Im Europa des 21. Jahrhunderts wird aktuell nationales oder gar rechtes Gedankengut nicht nur immer häufiger unverblümt ausgesprochen, sondern findet auch auf politischer Ebene immer mehr Unterstützer. Wieder blühen Antisemitismus und die Angst vor allem Unbekannten, Anderen und Fremden. Forderungen wie diese werden immer lauter: »Zieht die Grenzen wieder hoch, denkt und kauft national, kehrt zur eigenen Währung zurück und stoppt endlich den Zustrom der Fremden, die Terrorismus und Kriminalität mitbringen.« Bereits einmal waren derartige Entwicklungen die Grundlage für unvorstellbares Elend, das über Millionen Familien in der ganzen Welt gebracht wurde – Familien, zu denen ich auch die meinige zähle.

Mögen die Erlebnisse meines Großvaters – gewissermaßen stellvertretend für alle Menschen und Familien, die Krieg, Gefangenschaft oder Vertreibung durchleben mussten und müssen, unabhängig von Vergangen-

heit, Gegenwart oder Zukunft, Land, Sprache, Glaube oder Kultur, egal ob Sieger oder Besiegte – eine Warnung sein: eine Warnung an diejenigen Menschen, welche die Schrecken des Krieges nur aus Geschichtsbüchern und Filmen kennen, die niemals im Leben hungern mussten oder aus ihrem Zuhause mit Gewalt vertrieben wurden und alles verloren.



Martin Welz mit Udo

Die Entdeckung

Erinnerungen an Opa

Wenn ich das bereits vergilbte, an den Rändern gewellte Farbfoto in meinen Händen betrachte, ruhen meine Augen voller Liebe und Wohlwollen auf dem Angesicht eines alten Mannes, den ich auf jedem auch noch so unscharfen Bild dieser Welt wiedererkennen würde. Mit seinem wie immer schräg sitzenden Hut, den trotz der bereits weißen Haare noch tiefschwarzen, buschigen Augenbrauen und der unverkennbar schiefen, breiten Nase, die wirkt, als hätte er in seinem Leben so manchen harten Boxkampf ausgetragen, hat er sich mir tief eingepägt. Größere Probleme beim Wiedererkennen bereitet mir der griesgrämig dreinschauende Hosensatz auf dem Arm des Mannes. Aber seine ebenso geformte Nase verrät unverkennbar, dass beide die gleichen Gene in sich tragen. Der Blick auf die Rückseite des Fotos gibt Gewissheit: »Udo mit Opa 1970« ist mit kaum mehr lesbarem Bleistift in der unverkennbaren Schrift meiner Mutter dort notiert. Den Zusatz »Haus Weiden« bräuchte es nicht. Nie im Leben könnte ich das Monster von Kirschbaum vor dem Haus meiner Großeltern vergessen, der auf dem Foto in voller Pracht strahlend weiß blüht. Welch unbeschwerter, herrlicher Kindheitstage habe ich in diesem stets von Kuchenduft durchzogenen Haus mit seinen knarrenden Holztreppe verbracht!

So viele Erinnerungen an meinen Großvater sind über die Jahrzehnte in mir lebendig geblieben: sein breites Grinsen, wenn wir Lausbuben wie-

der mal mit einem Plastikfußball Omas geliebte Rosen abrasiert hatten (was weder den Rosen noch dem Ball gut bekam), und das noch breitere Lächeln, wenn er am Nachmittag für Ballnachschiebung sorgte; die Betonung des »t«, wenn ich wie ein hungriger Wolf über Omas Mohnkuchen mit Streuseln und Extraguss hergefallen war: »Mohn macht tumm, mein Kind, Mohn macht tumm«; wie er mit mir durch den nahegelegenen Wald gestreunt war – nicht ohne vorher, zwecks deutlicher Abkürzung, illegalerweise den Bahndamm zu überqueren – und mir mit seinem Messer die tollsten Wanderstöcke und Speere gebastelt hatte ...

Auch als meine Großeltern später aus Altersgründen ihr Haus verkauften, in die Einliegerwohnung im Haus meiner Eltern zogen und aus dem kleinen Kind ein nicht mehr so pflegeleichter Teenager wurde, änderte sich nichts an der innigen Beziehung zwischen uns. So gab es die traditionelle Teilung der familiären Tafelrunde an »Fischtagen«. Ich und mein Opa bei leckeren Pfannkuchen unten, der Rest der Familie beim Fisch oben in der Wohnung meiner Eltern – ich habe nicht nur die buschigen Brauen und die markante Nase von meinem Großvater geerbt, sondern auch eine tiefe Liebe zu Süßem und die Abneigung gegen Fischgerichte.

Niemals hätte ich mir diesen Mann, der immer so friedlich auf seinem Liegestuhl in seiner grauen Jacke und seinen Filzpantoffeln schnarchend seinen Mittagsschlaf hielt, in Wehrmachtsuniform, mit Gewehr oder gar beim Schießen auf einen Menschen vorstellen können. Dann schlug plötzlich eine neurologische Erkrankung zu, die uns die Ärzte als Demenz erklärten. Mein Großvater riss den Fernseher vom Schrank, weil er dahinter die Toilette vermutete, und bezichtigte »die Russen« des Diebstahls, konnte keinen Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht und – was uns am heftigsten traf: Er erkannte uns nicht mehr.

Wie oft kam ich am Mittag aus der Schule und mein erster Weg führte mich in die kleine Einliegerwohnung! Auch wenn mein Großvater sich immer seltener an meinen Namen erinnerte, empfing er mich doch oft mit einem seufzenden »Gut, dass du kommst« oder »Endlich bist du da«. Dann landete meine Schultasche in der Wohnzimmerecke, ich setzte mich auf die Armlehne seines geliebten Sessels und begann ihm

langsam über seine weichen, weißen Haare zu streichen. Von Minute zu Minute spürte ich, wie sein hektischer, unruhiger Atem sich zunehmend beruhigte.

Ich schien ihm eine rettende Insel im tobenden Ozean zu sein, die ihm Sicherheit bot. Aber ich musste ihn ja auch nicht mitten in der Nacht davon abhalten, die Wohnung durchs Fenster zu verlassen – nicht ohne vorher sämtliche Blumenstöcke vom Fensterbrett abzuräumen –, oder ihn mit Gewalt daran hindern, seine Notdurft in einer Ecke zu verrichten, wo er als Einziger eine Toilette sah. Nein, ich war es, der ihm bei einem seiner fast täglichen Ausbrüche (meist kamen Anrufe der Nachbarn: »Euer Großvater marschiert wieder!«) joggend oder auf dem Fahrrad hinterhereilte, um ihn zur Umkehr zu bewegen. Und so liefen wir so manchen Kilometer nebeneinanderher: der Großvater im Schlafanzug oder seinem Hausanzug und sein Enkelsohn, der ihn unablässig davon zu überzeugen versuchte, es sei besser umzudrehen und nach Hause zurückzukehren. In seinen grauen Filzpantoffeln, die er über den Boden schleifen ließ, den Blick fest nach vorne gerichtet, stampfte er unbeirrbar dahin, wo er sein Zuhause vermutete – »sein« Zuhause, nicht das, in dem er wohnte. Wenn er nach langem Zureden endlich mit mir zurückkam, war mir klar, dass ich ihn nicht überzeugt hatte, sondern dass er aus Erschöpfung und Mangel an Alternativen umkehrte.

Ich fragte mich oft, welches Zuhause er suchte: sein Geburtshaus in einem kleinen Dorf in Schlesien, das Haus in Schweidnitz, wo er mit der Familie vor dem Krieg gewohnt hatte, oder das Haus in Weiden, das er nach dem Krieg in der neuen Heimat erbaut hatte? Oder war es nur seine Krankheit, seine Verwirrung, die daran schuld war, dass er nicht mehr wusste, wer er ist, wer wir alle waren und wo sich sein Zuhause wirklich befand? Mir tat er unsäglich leid, wenn er völlig verzweifelt durch die Straßen irrte. Ich hatte es nie eilig, ihn zur Umkehr zu bewegen. Oft liefen wir einfach wortlos für eine gefühlte Ewigkeit nebeneinanderher. Anfangs verbreitete sich die Neuigkeit von diesem seltsamen Paar in dem kleinen Ort mit Lichtgeschwindigkeit, aber schon bald gewöhnten sich die Anwohner an uns wie an zwei harmlose Stadstreicher.

Nicht eine Minute empfand ich Scham für diesen verwirrten alten Mann in Filzpantoffeln an meiner Seite – im Gegenteil: Er war mein Opa. Ich war immer glücklich und stolz, so einen Opa zu haben, der mit mir so viel Zeit verbracht und mir gezeigt hatte, dass ich ihm wichtig war und er mich liebte.

Jahre später betrat ich das in meiner Erinnerung schmale und karge Krankenzimmer mit nur einem Bett. Stumm standen meine Eltern und meine Großmutter an der Wand. Ich trat an das Bett, in dem mein Großvater lag. Sein Kopf war mit einer Bandage umwickelt, damit sein Unterkiefer nicht herunterklappen konnte. Vorsichtig strich ich an den Stellen, die die Binde frei gelassen hatte, über sein weißes Haar. Es war weich und vertraut wie immer. Zum Abschied küsste ich ihn auf die Stirn. Ich hätte so gern geweint, aber ich konnte nicht. Heute schäme ich mich nicht zu sagen, dass mich sein Tod genauso schmerzte wie der meines Vaters.

Mit der Zeit verblichen die Erinnerungen an meinen Großvater. Ich wurde erwachsen, lebte mein Leben, aber stets habe ich auf meinem Schreibtisch ein Bild von ihm stehen, das ich noch immer mit Liebe und Zuneigung betrachte. Und dann frage ich mich immer: Hast du irgendeinen Grund, dich über dein Leben zu beschweren? Über kleine Hindernisse oder Probleme zu jammern oder zu meckern? Ich habe nie das Gefühl der Angst um mein Leben und das meiner Familie oder von Hunger und Durst kennenlernen müssen. Nie habe ich die Grausamkeit von Krieg, Gefangenschaft oder Vertreibung aus meiner Heimat selbst erfahren müssen.

Während ich eine unbeschwernte Kindheit und Jugend ohne Entbehrungen erleben durfte, tobte, als mein Großvater im selben Alter war, der Erste Weltkrieg. Früh wurde er mit Tod, Verlust, Hunger, Einschränkungen und harter Arbeit konfrontiert. Als er sich ein Zuhause, eine kleine Existenz aufgebaut hatte und gerade Vater von zwei kleinen Mädchen geworden war, musste er in den Krieg ziehen und eine jahrelange, entbehrungsreiche Gefangenschaft durchleben. Wohl nur der Gedanke an seine Familie hielt ihn am Leben. Als er sie wiederfand, hatte er nicht nur verpasst zu erleben, wie seine Kinder heranwuchsen, sondern er hatte

auch seine Heimat und all sein Eigentum verloren. Er musste nun sofort funktionieren: wieder Ehemann, Vater sein, eine Arbeit suchen, ein neues Zuhause schaffen. Keiner fragte nach traumatischen Erlebnissen und danach, ob er Hilfe bei ihrer Verarbeitung bräuchte; er musste weiterleben und er stellte sich dieser Aufgabe. Ich glaube nicht, dass ich auch nur ansatzweise das durchgestanden hätte, was mein Großvater durchlebt und erlitten hat.

Der »Nestbeschmutzer«

Wenn Kinder flügge werden und das elterliche Nest verlassen, sind Wurzeln und Flügel eine hilfreiche Grundausstattung: Flügel, um offen zu sein für andere Kulturen, andere Lebens- und Denkweisen, andere Überzeugungen, aber auch kräftige, tiefe Wurzeln, um zu wissen, woher man kommt, wo man zu Hause und wer man selbst ist. Als in Franken geborener Mix aus schlesischen und ostpreußischen Anlagen wuchsen mir in jungen Jahren starke Flügel, aber nur dünne, schwache Wurzeln.

Während meiner Kindheit machte ich mir kaum Gedanken über den Begriff der Heimat. Ich bemerkte nur die Unterschiede zu meinen »verwurzelten« Freunden: Bei ihnen kochten die Mütter und Großmütter Schweine- und Sauerbraten, es gab Blaukraut und Klöße und man sprach fränkischen Dialekt. An Wochenenden und in den Ferien besuchten sie Oma und Opa in den Heimatorten und den Häusern, in denen die Eltern geboren und aufgewachsen waren, ihre Kindheit verbracht hatten, und die Eltern zeigten bei verschiedensten Gelegenheiten dem Nachwuchs die eigenen Kinderbilder oder ließen die Kinder auf alten Klassenfotos die Eltern suchen. Bei mir kochte Oma »Schlesisches Himmelreich« und ihr Mohnkuchen trug eine dicke Schicht Guss. Zu Hause wurde stets auf meine saubere hochdeutsche Aussprache geachtet und niemals fuhren wir in die alte Heimat meiner Großeltern und Eltern, um mir zu zeigen, wo sie einmal gelebt hatten und aufgewachsen waren. Es gab keine Bilder von meinen Eltern im heimischen Sandkasten, von ihrer Konfirmation oder von der Einschulung mit Schultüte vor dem örtlichen Schulgebäude.

Aber sind all diese Dinge nötig, um ein Gefühl von Heimat, Zuhause oder gar nationalem Bewusstsein zu entwickeln? Hätte es mir geholfen, wenn ich die Heimat meiner Familie zumindest aus ausführlichen persönlichen, emotionalen Erzählungen kennengelernt hätte? Ich weiß es nicht.

In Bezug auf mein »Heimatgefühl« war für mich eine Geschichtsstunde in der Schule ein sehr einschneidendes, prägendes Erlebnis. Es war, als würden mir meine gerade heranwachsenden, noch zarten Wurzeln schlagartig wieder herausgerissen. Im dunklen Klassenzimmer warf unter dem konstanten Surren der Filmspule ein kleiner Apparat Bilder an die Wand des Klassenzimmers. Die vorangegangene Unruhe, entstanden durch die Möglichkeit, im Schutz der Dunkelheit Unsinn zu treiben, war einer bedrückenden Stille gewichen. Geschockt verfolgten wir den Film, der von US-Soldaten während der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau aufgenommen worden war. Überall lebendige Tote, ausgezehrt und abgemagerte Menschen, die zwischen den Baracken, dem Stacheldraht und den Leichenbergen umherirrten. Plötzlich sprang ein Mädchen auf und rannte mit starrem Blick auf die Türe zu. Das Licht ging an. Der Lehrer versperrte den Fluchtweg und befahl: »Du wirst dir bis zum Ende ansehen, was deine Großeltern verschuldet haben, welche unvorstellbaren Verbrechen im Namen deines Landes begangen wurden.«

Auf dem Weg nach Hause quälte mich der Gedanke, was meine Großeltern über die Lager gewusst hatten, ob sie überzeugte Nazis gewesen waren oder ob sie gar jüdische Nachbarn an die Schergen Hitlers verraten hatten. In meiner jugendlichen, sehr undifferenzierten Sichtweise war es für mich absolut unvorstellbar, dass sich auch nur ein klar denkender Mensch der Ideologie dieser Verbrecher hatte anschließen können. Ich empfand eine unsägliche Scham für meine Herkunft, meine Nationalität, meine Sprache, meine Familie.

In der Folgezeit entstanden über Jahre hinweg immer wieder heiße Diskussionen mit meiner Großmutter über ihre Erlebnisse im Dritten Reich, über aktuelle Fernsehberichte zu NS-Verbrechen und über das politische Tagesgeschehen, besonders wenn wieder einmal die dunkelbraune

Vergangenheit eines Staatsanwalts, hohen Sportfunktionärs oder Schriftstellers von den Medien ans Tageslicht gebracht wurde.

Ich klagte an, schrie mein Schamgefühl, meinen Zorn über die noch immer nicht gründlich aufgearbeitete Vergangenheit dieses Landes hinaus. Doch meine Großmutter ließ kein Körnchen Staub auf ihrem Deutschland zu. In unseren Wortgefechten hatte sie oft eine bestimmte Bezeichnung für mich: Nestbeschmutzer. »Wie kann man immer nur so schlecht über sein eigenes Volk reden? Glaubst du, andere Nationen haben keine Verbrechen begangen?« Meine Großmutter begegnete mir oft mit ihrer einseitigen Sicht auf die Kriegsgegner, die die deutsche Bevölkerung auf grausame Art und Weise aus ihrer Heimat vertrieben hatten. Das wollte ich damals nicht hören. Dieses Volk hatte den Krieg begonnen, jüdische Mitbürger systematisch vernichtet, andere Länder überfallen und deren Bevölkerung terrorisiert. Dieses Deutschland hatte für mich keinen Anspruch auf Vergebung, Vergessen oder Verständnis für eigenes Leid.

Und so wuchsen mir immer größere Flügel. Loszufliegen ist auch nicht allzu schwer, wenn es kaum Wurzeln gibt, die einen festhalten. Mich zog es in die Ferne. Zunächst genügten mir regelmäßige Reisen, die mich auf alle Kontinente dieses Planeten führten. Stets sah ich dort nur vermeintlich Gutes, fand alles besser als in Deutschland, besonders die Eigenschaften der jeweiligen Bevölkerung. Meine Reiseerlebnisse bestärkten mich immer wieder in meiner Haltung Deutschland gegenüber, wenn ich die Narben sah, die im Namen meines Volkes in anderen Ländern hinterlassen wurden, wie zum Beispiel die »verbrannte Erde« in Nordnorwegen, wo außer den Kirchen kein Gebäude vor der Zerstörung durch die Wehrmacht verschont geblieben ist. In solchen Momenten empfand ich ein tiefes Gefühl von Scham und Wut und den Wunsch, einen anderen Pass zu besitzen, eine andere Sprache zu sprechen – als ob ich die Schuld meiner Vorfahren immer wieder neu persönlich auf mich zu nehmen hätte.

Und so wurden meine Flügel breiter und kräftiger. Reisen reichten mir nicht mehr. Ich wollte in einem anderen Land leben, dessen Sprache sprechen, dessen Kultur leben, dessen Geschichte erleben. Bei meinen Besuchen in der alten Heimat betonte ich dann, sooft ich konnte, dass ich

nicht in Deutschland lebte, als ob ich damit deutlich machen wollte: »Ich gehöre nicht zu euch!« Auch verteidigte ich in Diskussionen meine jeweilige »Heimat auf Zeit« stets gegen alle (oft berechtigten) Angriffe und stellte stets die tollen menschlichen Eigenschaften der jeweiligen Landesbewohner in den Vordergrund – Eigenschaften, an denen es den Deutschen doch so oft mangle.

Über vier Jahrzehnte irre ich umher – vielleicht auf der Suche nach einem Ort, an dem ich endlich Wurzeln schlagen konnte, auf der Suche nach Heimatgefühl, der Zugehörigkeit zu einem Volk, einer Nation, nach Stolz auf deren Sprache und Errungenschaften? Oder hatte ich das alles schon immer und habe es nur nicht sehen wollen?

Der Buddhismus sieht im Weg das Ziel und das Leben als einen ewigen Prozess des Lernens. Vielleicht ist diese Suche mein Weg durch das Leben. Vielleicht ist es aber letztendlich, da wir alle aus dem gleichen Fleisch und Blut sind, nicht wichtig, woher wir stammen oder wer unsere Vorfahren waren, sondern nur, was wir hier und jetzt daraus machen.

Eine Mauer des Schweigens

Und so haben wir zu dritt in dem winzigen Zimmer gelebt, in das wir einquartiert wurden.

Meine Mutter schien einen festen Punkt in der Ferne zu fixieren, während ich neben ihrem Bett saß und über ihre von Altersflecken übersäte dürre Hand strich. Nicht nur die Parkinson-Erkrankung schien es ihr schwer zu machen, in Gedanken fast an den Beginn ihres Lebens zurückzukehren, welcher mit sehr lange verdrängten Erinnerungen belastet war.

Aber dort war es allemal besser als in dem Wartesaal des Bahnhofs, wo wir in den Monaten nach der Flucht untergebracht waren und wo man mit über Leinen gehängten Tüchern einzelne Separees abgegrenzt hatte.

Meine Nachforschungen bei den örtlichen Behörden und dem Suchdienst des Roten Kreuzes ergaben später, dass meine Großmutter und ihre beiden damals drei und sechs Jahre alten Töchter am 4. März 1945 nach der Flucht per Zug im Lager Fichtenbühl angekommen waren und dann tatsächlich bis zum 29. März 1946 in der Bahnhofsstraße – »Vermieter: Deutsche Reichsbahn« – gewohnt hatten.

Und das ältere Ehepaar war stets freundlich zu uns. Es war ja nicht einfach für sie, von ihrer kleinen Drei-Zimmer-Wohnung plötzlich zwangsweise ein Zimmer an völlig Fremde abgeben zu müssen und Küche und Bad mit ihnen zu teilen.

Meine Mutter begann sich an die fast siebzig Jahre alte Vergangenheit immer besser zu erinnern. Von einem Erinnerungsfetzen sprang sie zum anderen: Da waren die zwei Jungs aus dem Haus, die ihr und ihrer Schwester oft auflauerten, um sie zu schlagen, weil auch sie ihre Wohnung für Vertriebene hatten räumen müssen. Dann sprang ihre Erinnerung zurück in die Zeit, als die Mutter sie kurz nach ihrer Ankunft in Weiden für einige Wochen in der Obhut einer ehemaligen Angestellten aus ihrem kleinen Kolonialwarenladen, die mit ihnen geflohen war, am Bahnhof gelassen und sich auf den Weg zurück gemacht hatte, um versteckte Wertsachen aus der Wohnung und dem Lädchen zu retten. Als die Mutter nach der rund dreiwöchigen Odyssee zurückkam, waren ihre ersten Worte: »Den Weg hätte ich mir sparen können.« Prägend war auch der feste Glaube daran, dass mein Großvater noch leben und eines Tages zu ihnen zurückkehren würde.

Ich lauschte aufmerksam und gebannt den Erzählungen meiner Mutter. Sie waren die Geschichte meiner Familie und erschienen mir trotzdem so fremd und fern. Nach siebzig Jahren war nun offenbar der richtige Zeitpunkt gekommen zu sein, davon zu erzählen.

Wir waren nicht mehr in der Schule. Deine Oma war in der Konditorei, wo sie eine Arbeit als Bedienung gefunden hatte. Da kam Frau Mösch,

die Besitzerin der Wohnung, in der wir einquartiert waren, in »unser«
Zimmer und teilte uns ganz feierlich mit, dass wir Besuch hätten. Und
plötzlich stand da ein Mann im Türrahmen, mit Hut und Mantel. Ganz
schmal und dürr war er. Und obwohl wir ihn so lange nicht gesehen
hatten, wussten wir sofort, dass es unser Vater war.



Das Soldbuch von Martin Welz

Durch Recherchen, insbesondere anhand des Soldbuchs meines Großvaters, konnte ich später feststellen, dass die Familie Weihnachten 1943 während eines Fronturlaubs meines Großvaters letztmalig in ihrem alten Zuhause in Schweidnitz (damals Schlesien, heute Polen) zusammen gewesen war. Damals war meine Mutter fünf und ihre Schwester zwei Jahre alt. Seitdem waren zum Zeitpunkt der Rückkehr meines Großvaters mehr als fünf Jahre vergangen.

*Wir rannten auf ihn zu, er kniete sich hin, drückte uns ganz fest an sich,
und wir begannen alle zu weinen.*

Meine Mutter stockte mit ihrer Erzählung, ihr Blick wanderte nach unten, und ich bemerkte, wie ein kleines Rinnsal Tränen sich seinen Weg über ihre eingefallenen Wangen suchte. Ich schluckte und musste selbst mit meinen Tränen kämpfen. Nur ihr schweres Atmen war zu vernehmen.

»Und ich erinnere mich ganz genau«, fuhr sie plötzlich fort, »dass er uns Bonbons mitgebracht hat. In knisterndem, buntem und funkelndem Papier. Solche hatten wir noch nie vorher gesehen. Sie sahen fast genau wie die aus, die du mir immer aus Ungarn mitbringst.«

Meine Mutter deutete auf die Plastikbox, in der sie ihre süßen ungarischen Schätze verstaut hatte. Ich entfernte den Deckel und reichte ihr die Schachtel. »Zweifelsfrei eine Familie«, stellte ich schmunzelnd fest. Wie bereits mein Opa, so haben auch meine Mutter und ich einen offenkundig vererbten Hang zu zuckerigen Leckereien. Sie nahm sich eines der frisch angelieferten »Szaloncukor«, einer traditionellen ungarischen Süßigkeit, die nur in der Weihnachtszeit erhältlich ist und auch zur Dekoration des Weihnachtsbaums benutzt wird, zog an den beiden knisternden Verpackungsenden und ließ schließlich das Naschwerk im Mund verschwinden. Während sie langsam und genüsslich darauf herum kaute, strich sie das Papier sorgsam glatt und begann damit, es immer kleiner zu falten. Ich hatte den Eindruck, dass sie sich gerade in einer anderen Zeit befand.

Nach einer schier endlos scheinenden Unterbrechung begann sie von selbst weiter von dem Tag der Rückkehr ihres Vaters zu erzählen. Um meine Großmutter zu überraschen, hatte Frau Mösch beschlossen, meinen Großvater in Kleidungsstücke ihres Mannes zu stecken und in der kleinen Küche so an den Tisch zu setzen, dass meine Großmutter ihn zunächst nur von hinten zu sehen bekam. Doch selbst all die Jahre während der Gefangenschaft und die schmalere gewordene Rückansicht verhinderten nicht, dass sie ihren Mann sofort wiedererkannte.

Die nun wieder komplette und übergelückliche Familie zog sich in ihr Zimmer zurück und begann mit ihren Erzählungen. Mein Großvater berichtete von dem extremen Hunger, der ihn und seine Kameraden immer wieder gequält hatte, von der schlechten Behandlung in der Gefangenschaft, von Schlägen und Demütigungen. Besonders war er aber

interessiert daran, wie es seinen »drei Frauen« ergangen war – auf der Flucht, im neuen Daheim – und ob sie etwas aus dem alten Zuhause in Schweidnitz und – ganz Kaufmann – aus ihrem Laden hatten retten können.

Ab dann lebten wir zu viert noch recht lange in dem Zimmer bei Familie Mösch. Man konnte sich kaum darin bewegen: ein Tisch, ein Schrank, ein Ehebett, in dem die Eltern schliefen. Für uns Mädchen hatten wir ein richtiges Bett und ein Klappbett, in denen wir abwechselnd schliefen. Als das Haus fertig war, das dein Opa mit Freunden gebaut hat, sind wir mit einem Leiterwagen umgezogen. Der hat gereicht, mehr hatten wir nicht!

Meine Mutter ließ den Kopf zurück in das Kissen sinken und schloss ihre Augen. Sie schien mit ihrer Erzählung fertig zu sein. Ich sah sie fassungslos an, wartete noch einen Augenblick. »Er hatte doch so viel zu erzählen! Ich meine, die Jahre im Krieg, die Gefangenschaft ... Damit könnte man Bücher füllen.«

Meine Mutter öffnete wieder ihre Augen und sah mich müde an.

Er hat nur diese paar Sachen erzählt. Ab dem nächsten Tag begann ein neues Leben. Er war wieder Vater und Ehemann, er musste eine Arbeit suchen, Geld verdienen, ein neues Zuhause aufbauen. Ich denke, deiner Oma hat er sicherlich mehr erzählt, uns Kindern aber nicht. Und wir haben nicht gefragt!

Wie wenig die Kinder gewusst hatten, zeigte sich später im Rahmen meiner Recherchen. Zum Beispiel verfolgte ich die Hinweise meiner Mutter und meiner Tante bezüglich des Lagers, in das mein Großvater nach seiner Gefangennahme gebracht worden war. Die erste Recherche blieb ohne Ergebnisse, denn wie sich aus Informationen des Suchdienstes des Roten Kreuzes ergab, war nicht nur der Standort des Lagers, den sie nannten, unzutreffend, sondern sogar das Land.

Ich sah meine Mutter an, die wieder die Augen geschlossen hatte, und wusste, dass sie nun am Ende war, am Ende mit ihrer Kraft und mit ihren Erzählungen. Ich versetzte mich in die Situation meines Großvaters und begann unmerklich den Kopf zu schütteln. Ich an seiner Stelle hätte meine Familie und jeden, der es hören wollte – oder auch nicht –, mit meinem Erlebten überschüttet. Immer und immer wieder. Die grauenhaften Erlebnisse des Krieges, der Horror der Gefangenschaft, die unmenschliche Behandlung, all das Elend – ich hätte es wohl herausgeschrien.

Aber es war eine andere Zeit, eine andere Erziehung, eine andere Generation. Während heute traumatisierte Soldaten mit Hilfe von Psychologen das Erlebte zu verarbeiten versuchen, wollte man damals nichts mehr vom Krieg hören, und so war zum großen Teil Schweigen, Vergessen und Funktionieren die »Therapie« der heimkehrenden Soldaten, der Vertriebenen und Hinterbliebenen. Dass dies nicht funktionierte, sah man noch Jahrzehnte später an einer traumatisierten Generation, die dann teilweise zu erzählen begann. Und nun hörte man ihnen zu. Denn im Gegensatz zur Generation der »Kriegskinder« begann die »Enkelgeneration« Fragen zu stellen.

Auch ich bin ein Teil dieser Enkelgeneration. Natürlich habe ich als Junge »Krieg« gespielt, habe kleine Plastikfiguren in verschiedenen Uniformen in Kampfformation aufgestellt, habe unter lautem Pfeifen den Einschlag von Bomben simuliert, welche Dutzende von Soldaten durcheinanderwirbeln ließen, und am Ende der Schlachten siegten stets die Deutschen, ohne dass ich wirklich wusste, welche der verschiedenen gekleideten Figuren überhaupt in der Realität welchem Heer entsprochen hätte. Schnell fand ich es aber spannender, meinen Playmobilfiguren Trikots unterschiedlicher Bundesligamannschaften aufzumalen und unter Zuhilfenahme einer passenden Marmorgröße Fußballpartien zu spielen. Das Thema Krieg verschwand für mich im Hintergrund. Doch dies sollte sich ändern.

Fanden sich in meinen Zeugnissen zunächst eher Bemerkungen wie »Der aufmüpfige Schüler stand schulischen Inhalten meist desinteressiert gegenüber«, so war ich kaum wiederzuerkennen, als der Zweite Weltkrieg

in Literatur und Geschichte thematisiert wurde. Ich saugte alle Informationen über den Holocaust, die grausamen Kesselschlachten und die Gräueltaten an der Zivilbevölkerung der Länder, die von den Nazis überfallen worden waren, wie ein Staubsauger auf. Ich konnte nicht fassen, was ich sah und hörte, was meine Heimat, mein Volk, mein Land – womöglich sogar meine Familie ? – an unsagbarem Leid über andere Völker gebracht hatte. Und ich hatte ein unerschöpfliches Reservoir von Fragen an meine Familie, die persönlicher Antworten bedurften: »Wart ihr Nazis? Fandet ihr Hitler gut? Habt ihr von den Konzentrationslagern gewusst? Habt ihr etwas gegen die Nazis unternommen?« Ich stellte meine Familie vor Gericht, prangerte sie an, wollte die Gewissheit, dass sie keine Nazis waren. Doch meine Eltern beriefen sich auf ihr zu geringes Alter, das sie in dieser Zeit gehabt hatten, und baten mich, meine Großeltern nicht mit Fragen zu bombardieren, sie hätten schließlich genug gelitten.

Zu dieser Zeit bohrten auch viele Klassenkameraden in ihrer Familienhistorie während des Dritten Reichs. Aber es verlief fast immer nach dem gleichen Muster: Die Enkelgeneration stellte Fragen, klagte an. Die Kindergeneration wusste nichts und bat um »Privatsphäre« für ihre Eltern. Und die Kriegsgeneration ... Sie schwieg. Selbst ein ungarischer Freund, dessen Großvater nach dem Krieg zu Reparationsleistungen nach Russland verschleppt worden war, berichtete mir davon, dass auch in seiner Familie niemals etwas über diese grausamen Jahre erzählt wurde.

So, wie in der Schule der Unterrichtsstoff wechselte, wechselten meine Schulkameraden schnell wieder zu anderen, aktuelleren Themen wie zum Beispiel dem Motorradführerschein. Ich aber sammelte alle Informationen, Dokumentationen und Filmberichte über diesen Krieg, als ob es mir helfen würde, all das endlich zu verstehen. Zu viele meiner Fragen blieben ohne Antwort. Ich denke noch heute, dass mir mein Großvater, der bei der Machtergreifung der Nationalsozialisten 29 Jahre alt war, aufgrund unserer engen Beziehung eines Tages auf alle meine Fragen eine Antwort gegeben hätte. Vielleicht nicht sofort, aber irgendwann hätte er angefangen zu erzählen von all dem, was er ein halbes Leben in seiner Seele eingesperrt hatte.

Doch genau in der Zeit, als ich als Jugendlicher begann Fragen zu stellen, verschwand all das Wissen meines Großvaters – und damit viele Antworten auf die mich quälenden Fragen – für immer hinter den dunklen Wolken seiner neurologischen Erkrankung. Die letzte Chance, jemals persönliche Aussagen zu dieser totgeschwiegenen Zeit zu erhalten, war verloren. All meine Fragen würde ich selbst mit ins Grab nehmen müssen – dachte ich. Dreißig Jahre lang.

Notizen aus der Vergangenheit

Als mein Vater die Diagnose erhielt, war es typisch, wie er damit umging – typisch, aus meiner Sicht, für seine Kriegs- bzw. Nachkriegsgeneration. Er wollte niemanden »belästigen«, um Hilfe bitten, geschweige denn über seine Ängste und Sorgen sprechen. Immer wieder umschrieb er das Krankheitsbild nur und betonte, dass die für uns weite Anreise nicht notwendig wäre. Ich danke dem Bauchgefühl, das uns dennoch dazu veranlasste, in unserem tausend Kilometer entfernten Zuhause im Süden Ungarns alles stehen und liegen zu lassen und zu ihm zu fahren. Denn erst die Ärzte im Krankenhaus sprachen das aus, was wir befürchtet hatten: »Vielleicht Tage, vielleicht Monate, sicher kein Jahr! Es ergibt keinen Sinn, noch zu untersuchen, wohin der Krebs schon gestreut hat.«

Man wollte die Prognose nicht glauben, wenn man den zuversichtlichen Mann sah, der mit einem verschmitzten Lächeln in seinem Krankenhausbett hin und her rutschte und über den Kaffee motzte. Zum ersten Mal in seinem Leben gab er nun die Organisation seines Alltags komplett aus der Hand, und er schien wie befreit zu sein. Meine Mutter, die er jahrelang zusammen mit einer Pflegekraft zu Hause betreut hatte, musste nun in einem Pflegeheim untergebracht werden. Und er ließ los, ließ mich voller Vertrauen machen und entscheiden.

Zehn Tage später brachten wir meinen Vater nach Hause. Die Ärzte hielten ihn für stark genug, sein Leben in den eigenen vier Wänden zu meistern. So arrangierten wir alles. Und Gott sei Dank war die Seele von einem Menschen, welche als Pflegekraft bereits meine Mutter versorgt hat-

te, nun bereit, sich um meinen Vater zu kümmern. Ich hätte sonst nicht mit halbwegs ruhigem Gewissen wieder abreisen können.

An einem der Tage, die wir noch gemeinsam bei ihm zu Hause verbrachten, hatten wir ihm eine seiner geliebten vietnamesischen Suppen bestellt. Nachdem der Riese von einem Mann gerade einmal eine Kinderportion davon gegessen hatte, ging er mit Hilfe des Rollators, der noch einige Wochen zuvor meine Mutter auf ihrem Weg durch die Wohnung gestützt hatte, in sein kleines Arbeitszimmer. Als er zurückkam, übergab er mir einen geknickten Umschlag von der Art, wie man sie für Fotos und Negative nach der Filmentwicklung zurückerhalten hat, und ein weißes Schmucketui. Eilig öffnete ich es und erkannte sofort den klobigen, schwarz glänzenden Stein des Siegelringes, der für mich so eng mit einer bestimmten Person verbunden war.

»Opa wollte immer, dass du das mal bekommst«, erklärte mein Vater schwach.

Ich öffnete noch den Umschlag. Einige vergilbte Bilder und ein Soldatenpass mit dem Namen meines Großvaters waren darin. Hatte er doch immer gespürt, wie sehr mich das Thema beschäftigte? Schnell verstaute ich beides sorgfältig. Ich hatte nun keine Zeit, mich mit der Vergangenheit zu beschäftigen.

Als ich einige Tage später – alles war getan, was getan werden konnte – meinen Vater in den Arm nahm und mich verabschiedete, war ich überzeugt davon, dass ich noch ein Weihnachtsfest mit ihm erleben würde. Doch in den folgenden Wochen, in denen auch seine Chemotherapie begann, wurde er in rasender Geschwindigkeit schwächer und schwächer. Wir mussten handeln. Und so planten wir nur wenige Wochen nach unserem letzten Besuch in den Herbstferien eine erneute Fahrt nach Deutschland. Wenige Tage später, an meinem Geburtstag, klingelte fünf Minuten vor Mitternacht das Telefon. »Ich wollte doch meinem Sohn noch einmal zum Geburtstag gratulieren«, sagte mein Vater mit zitternder Stimme. Nachdem er aufgelegt hatte, hallte es in meinem Kopf immer wieder »noch einmal«. All die Jahre hatte meine Mutter angerufen, um zu gratu-

lieren. Nun machte es zum ersten Mal mein Vater – »noch einmal«. Wie Recht er behielt!

Drei Tage vor der geplanten Fahrt zu meinen Eltern riss mich am frühen Morgen das Klingeln des Handys aus dem Schlaf. Ich lauschte aufmerksam für einige Minuten der Stimme eines Arztes und legte wieder auf. Dann drückte ich meine beiden Hunde fest an mich und meine Tränen wurden von ihrem Fell aufgesaugt.

In den folgenden Tagen, Wochen und Monaten galt es, meiner Mutter eine starke Schulter zu bieten, die Beerdigung zu gestalten, die Wohnung meiner Eltern zu räumen und – besonders zeitfressend – sich durch Stapel von Unterlagen zu wühlen. Es blieb kaum Zeit zum Trauern, keine Zeit, um zum Abschiednehmen in den alten Fotoalben zu stöbern und mir bewusst zu werden, dass ich nun keinen Vater mehr hatte. Zurück in Ungarn, als wieder etwas mehr Ruhe eingekehrt war, stieß ich in den mitgebrachten Unterlagen auf das längst wieder in Vergessenheit geratene »Erbe« meines Großvaters. Ich klappte die Schmuckschatulle auf. Mein Blick ruhte einen langen Atemzug auf dem schwarzen Edelstein, während meine Gedanken in meiner Kindheit weilten. Ehrfurchtsvoll streifte ich den Ring über meinen Finger. Der Schwerkraft folgend rutschte die Steineinfassung auf die Handinnenseite.

»Mein Gott, ich habe gar nicht gewusst, dass Opa solche Pranken hatte!«, entfuhr es mir überrascht. Ich probierte sämtliche Finger aus, doch selbst am Daumen fand der Ring keinen Halt. Sorgsam legte ich ihn zurück in das Etui, mit dem festen Vorsatz, ihn in absehbarer Zeit bei einem Goldschmied an meinen Schreibtischtätfinger anpassen zu lassen. Dann griff ich erneut in die Schublade und entnahm dem Umschlag ein altes Schwarz-Weiß-Foto mit welligem Rand. Versunken betrachtete ich



Martha Welz mit ihren Töchtern

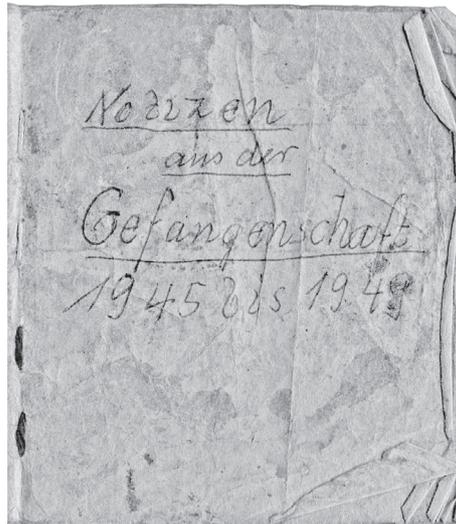
die drei Gesichter darauf, und hätte ich nicht das fast jugendliche Abbild meiner Großmutter erkannt, hätte ich die Gesichter der zwei kleinen Mädchen sicher niemandem zuordnen können. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals ein Bild meiner Mutter und ihrer Schwester in solch jungen Jahren gesehen zu haben. Hatte dieses Foto seiner Liebsten meinen Großvater durch Krieg und Gefangenschaft begleitet, ihr Anblick ihn am Leben erhalten, ihm den Glauben geschenkt, sie eines Tages wiederzusehen?

Was ich dem Umschlag als Nächstes entnahm, erzeugte in mir nicht das wohlige, friedliche Gefühl des Fotos – ganz im Gegenteil: Es stand für alles, was in mir seit Jahrzehnten Wut, Zorn und Unverständnis erzeugte. Auf dem Deckblatt eines passähnlichen Heftchens breitete ein Adler seine weiten Schwingen aus, und in seinen Krallen hielt er ein Hakenkreuz. Darunter standen die Worte: »Soldbuch Luftwaffe«. Mit einer Mischung aus Ekel und Neugier blätterte ich das Dokument auf und erkannte auf der Innenseite das Abbild meines Großvaters in Uniform, festgetackert auf den »10 Geboten für die Kriegsführung des deutschen Soldaten«: »1. Der deutsche Soldat kämpft ritterlich für den Sieg seines Volkes. Grausamkeiten und nutzlose Zerstörung sind seiner unwürdig.«

»Das scheinen wohl einige Wehrmachtsangehörige nicht gelesen zu haben«, dachte ich bei mir und ermahnte mich im gleichen Augenblick, dass dies nicht der richtige Zeitpunkt für Ironie sei. Gott sei Dank waren die weiteren Gebote durch das Passfoto verdeckt und ich würde den Teufel tun, dieses zu entfernen, nur um weiter lesen zu können. Ich blätterte weiter und erfuhr mehr über Großvater: »1941 eingezogen, 1943 befördert zum Obergefreiten«. Zumindest schien er keinen Wert auf eine militärische Laufbahn gelegt zu haben. Gott sei Dank! Der Blutgruppe und der Gas-maskengröße folgten persönliche Daten wie Wohnort, Beschreibung und Beruf. Auf den weiteren Seiten fand ich ein Dutzend durchgestrichene Truppenteilangaben, Lazarettaufenthalte, endlose Listen über empfangene Dienstkleidung und Impfungen. Es folgten verschiedene Gebührenlisten und zuletzt fünf Bestätigungen über jeweils fünf Tage Beurlaubung im Zeitraum von 1941 bis 1944.

Ich wollte das Soldbuch bereits wieder schließen und zurück in den Umschlag legen, da fiel mir ein loses, stark beflecktes Merkblatt zum Verhalten nach der Entlassung aus dem Lazarett auf, aus dem Papier hervorlugte, das von deutlich anderer Qualität war. Vorsichtig faltete ich die Seiten des etwas verklebten Merkblattes auseinander und zog ein dünnes, stark vergilbtes Hefchen hervor, das mich in Farbe und Material an das Löschpapier der Hefte meiner Schulzeit erinnerte. War es ein weiteres Merkblatt oder ein Vermerk zum »ritterlichen« Verhalten des Soldaten? Doch was ich dann sah, übertraf all meine Vorstellungskraft. Auf dem Deckblatt des kleinen, stark vergilbten Hefchens, auf den ersten Blick kaum lesbar, war handschriftlich vermerkt: »Notizen aus der Gefangenschaft 1945 bis 1949«.

Aufgeregt, aber mit großer Vorsicht blätterte ich die erste Seite des offenbar mit Bindfaden gebundenen Gehefts um. Ich sah die fast siebzig Jahre alten Worte meines Großvaters auf dem Papier, und sie schienen über seine Erlebnisse aus der Kriegsgefangenschaft zu erzählen. Sollte mich nun gut dreißig Jahre, nachdem ich die Hoffnung auf persönliche Worte zu Krieg und Gefangenschaft hatte aufgeben müssen, seine Stimme aus der Vergangenheit erreichen, um mir die Antworten zu geben, die mir all die Jahre gefehlt hatten, um die Geschichte meiner Familie und damit letztlich auch mich selbst besser verstehen zu können?



Die Vorderseite des Tagebuchs